

Kreuz Ostbahn / Krzyż Wielkopolski Kreuzung deutscher und polnischer Erinnerung

Piotr Filipkowski und Anna Wylegała
Mitarbeit und Übersetzung Roland Borchers

Im Nordwesten Polens, im Schnittpunkt dreier Regionen – Großpolen, Pommern und das Land Lebus – liegt die Kleinstadt Kreuz Ostbahn (Krzyż Wielkopolski). Die Stadt ist nicht groß, bezieht aber ihre besondere Bedeutung aus der Tatsache, dass sich hier zwei Eisenbahnlinien kreuzen: eine Nord-Süd- sowie eine Ost-West-Verbindung. Alle Züge der Strecke Stettin-Posen halten in Krzyż.

Die Stadt bemüht sich um ein modernes Image, unterhält eine zeitgemäße Webseite und bemüht sich, Touristen in die Stadt zu locken, indem sie die landschaftliche Umgebung bewirbt. Auf der Webseite findet sich auch ein kurzer Abriss der Stadtgeschichte. Wir erfahren dort, dass eine Siedlung an der Netze erst im 18. Jahrhundert entstand und dass diese auch 100 Jahre später immer noch inmitten eines Urwaldes aus Sümpfen und Moor lag. Der „Zivilisationssprung“ erfolgte erst Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Bau der Eisenbahnlinien von Posen nach Stettin und von Berlin nach Bromberg. „Ihre Entwicklung und ihren Namen Kreuz verdankt die Stadt der günstigen Lage an der Kreuzung dieser Verkehrswege. Die Eisenbahn war hier 150 Jahre lang Motor der Entwicklung. [...] Im Laufe von anderthalb Jahrhunderten hat der hiesige Bahnhof Millionen Fahrgäste und ungezählte Güterladungen abgefertigt. [...] Aufgrund ihrer Lage wurde die Siedlung Kreuz genannt. Die um die Bahnstation gelegene Ortschaft entwickelte sich schnell. Anfangs zählte sie nur 17 Häuser und 350 Einwohner. Jedes Jahr kamen neue hinzu. Auf den Eisenbahnstrecken nahm der Güter- und Personenverkehr zu, landwirtschaftliche Produkte aus Großpolen wurden auf diesem Wege nach Stettin transportiert. Der Bedarf an Transportmöglichkeiten war groß, so dass 1912 in der Nähe von Kreuz mit dem Bau eines Hafens an der Netze begonnen wurde, was zur weiteren Entwicklung der Ortschaft beitrug.“ Im Weiteren lesen wir, dass 1882 eine evangelische Gemeinde entstand und eine evangelische Kirche gebaut wurde. 1936 erhielt Kreuz Stadtrecht.

Erst am Ende dieses Abrisses über die lokale Wirtschaftsgeschichte, die Entwicklung der Eisenbahn und den gesellschaftlichen Fortschritt erfahren wir, dass diese Kleinstadt polnische Nachbarn jenseits der Netze hatte und dass diese Nachbarn 1918 im so genannten Großpolnischen Aufstand revoltierten, den Fluss aber nicht überschritten. Jedoch erfahren wir nichts darüber, wessen Nachbarn die Polen auf der anderen Seite der Netze waren, nichts über die Bewohner von Kreuz selbst. Es wird nur erwähnt, dass ihre Anzahl 5.000 überstieg.

Der Jahreswechsel 1944/45 wird dargestellt als eine Zeit, „die für Kreuz und seine Umgebung sehr schwer war. Durch die Stadt und den Bahnknotenpunkt kamen ge-

waltige Transporte deutschen Militärs und evakuierter Bevölkerung aus dem Osten. Die Stadt wurde nach schweren Kämpfen am 27. Januar 1945 befreit.“

Aus der gesamten Darstellung geht an keiner Stelle hervor, dass Kreuz bis 1945 einfach eine deutsche Stadt war, die nie zu Polen gehört hatte und nie von Polen bewohnt worden war – abgesehen von polnischen Saisonarbeitern, in der Kriegszeit Zwangsarbeitern. Es drängt sich die Frage auf, wer hier wen und von welcher Herrschaft befreit hat? In der offiziellen Geschichte der polnischen Stadt Krzyż findet man darauf keine Antwort.

Auf der Internetseite der Stadt findet sich noch eine weitere Kreuzer Erzählung über die Vergangenheit: Im November 2008 wurde in Polen der 90. Jahrestag der Unabhängigkeit gefeiert. Das Jahr 1918 spielt im polnischen kollektiven Gedächtnis eine entscheidende Rolle. Es symbolisiert, anders als in vielen Ländern Westeuropas, nicht das Ende eines langen und blutigen Krieges, der Millionen Opfer forderte, sondern die Wiedergewinnung der Unabhängigkeit nach über 120 Jahren der Teilung. Aus Anlass des runden Jahrestags der Ereignisse vom November 1918 wurden 2008 zahlreiche Feierlichkeiten und Veranstaltungen organisiert. Dies gilt auch für Krzyż. Eine Messe für das Vaterland wurde hier gehalten. Und wie an jedem Jahrestag legten die Einwohner von Krzyż auch 2008 in einem feierlichen Akt Blumen am Denkmal der „Rückkehr der Länder zum Mutterland“ nieder. Dies gilt als einer der Höhepunkte der lokalen Feierlichkeiten.

Vielleicht wäre das alles gar nicht der Rede wert, doch erinnert das Denkmal, das im Zentrum der Erinnerungsrituale steht, nicht an das Jahr 1918 und die Wiedererlangung der Unabhängigkeit. Er wurde in der Stadtmitte aufgestellt, um eines vollkommen anderen Ereignisses zu gedenken, das nur scheinbar ähnlich ist: die „Wiedergewinnung“ von Kreuz aus den Händen der Deutschen 1945, nachdem in Potsdam vereinbart worden war, dass die polnisch-deutsche Grenze entlang der Oder verläuft, rund 100 Kilometer westlich von Kreuz.

Als das Denkmal aufgestellt wurde, war es unwichtig, dass diese Länder mehrere hundert Jahre lang nicht zu Polen gehört hatten und die Stadt Kreuz bis 1945 mit Polen nur so viel zu tun hatte, dass es eine deutsche, genauer gesagt preußische Grenzstadt zu Polen war, Polen sich hier also sicherlich aufgehalten haben – vor dem Zweiten Weltkrieg freiwillig, während des Krieges unter Zwang als Arbeiter bei der Eisenbahn, in der Landwirtschaft oder in Fabriken. All dies erfahren wir jedoch nicht aus dem offiziellen Geschichtsbild, in dem es keinen Platz gibt für derartige Nuancen wie die verworrene Geschichte der Bewohner – die, die hier vor der Befreiung lebten, und jene, die hier gleich danach angesiedelt wurden.

Allerdings ist die Erzählung von der „Rückkehr zum Mutterland“ schon seit langem dekonstruiert und kompromittiert. Erheblichen Anteil daran hatten polnische und deutsche Historiker. Das nationale Zugehörigkeitsgefühl mithilfe der inaktuellen und unmodernen Vorstellung der „Wiedergewonnenen Gebiete“ zu stärken wirkt gerade hier, in Krzyż, besonders eigenartig, wo keiner der heutigen Einwohner – auch die ältesten, die sich 1945 hier niederließen – von jemandem etwas „zurückbekommen“ hat, insbesondere kein Land von Deutschen. Man konnte allenfalls etwas erhalten oder sich selbst aneignen als Entschädigung für etwas, was man woanders verloren oder zurückgelassen hatte. Doch ist „Entschädigung“ in Anführungszeichen zu setzen – nicht nur, weil der Verlust sich tatsächlich nicht ersetzen ließ.

Krzyż gehört zu den zahlreichen Orten in diesem Teil Europas, in denen nach dem Zweiten Weltkrieg ein vollständiger Bevölkerungsaustausch stattfand. Die Deutschen verließen die Stadt während und nach dem Ende des Krieges; die dort heute ansässigen Polen ließen sich nach dem Krieg in Krzyż nieder. Einige trafen noch auf die früheren Bewohner von Kreuz. Während der Begriff „Bevölkerungsaustausch“ jedoch eine einmalige Aktion oder zumindest einen geordneten und gut organisierten Prozess suggeriert, handelte es sich tatsächlich wohl eher um den chaotischen Zerfall einer Gemeinschaft für die einen und um einen ebenso chaotischen, komplexen Aufbauprozess in der gesellschaftlichen Leere für die anderen.

Über diese menschlichen Erlebnisse der Einwohner des früheren Kreuz und des heutigen Krzyż erfahren wir in der offiziellen und mythologisierten Stadtgeschichte nichts oder wenig. Um diese Erfahrungen kennenzulernen und zu verstehen, muss man mit den Menschen sprechen, Deutschen und Polen, die sie durchlebt haben. Wir hatten Gelegenheit, ihnen zuzuhören.

Von Mai 2007 bis zum Sommer 2009 führt die Stiftung Zentrum Karta in Krzyż ein Forschungsprojekt durch, dessen Ziel es war, die Biographien früherer und heutiger Bewohner von Kreuz bzw. Krzyż zu dokumentieren.¹ Karta ist eine Nichtregierungsorganisation mit Sitz in Warschau, die sich mit der Dokumentation und Verbreitung der neuesten Geschichte Polens und Mitteleuropas befasst. Ein wesentliches Anliegen dieser Arbeit besteht darin, den Zeitzeugen eine Stimme zu geben – vor allem denjenigen, deren Biographie zu „normal“ ist, um Eingang in ein Geschichtsbuch oder das Programm einer Akademie zu finden. So war es auch im Fall der Erzählungen, die wir in Krzyż aufgenommen haben. Dem ersten Projektteil – der Erfassung von Biographien der älteren Einwohner der Kleinstadt – liegt das Interesse an den Erlebnissen der Menschen zugrunde, die aus unterschiedlichen Gründen, oft gegen ihren Willen nach 1945 nach Krzyż kamen. Wie sind sie dorthin gekommen, was mussten sie zurücklassen, wie verlief der Anpassungsprozess an die neuen, teilweise vollkommen entgegengesetzten materiellen und kulturellen Bedingungen?

Die Polen, die direkt nach dem Krieg nach Krzyż kamen, kann man in verschiedene Gruppen unterteilen: Als erste kamen Einwohner aus umliegenden Dörfern und Kleinstädten, jene Nachbarn „hinterm Fluss“, die die Stadt aus der Vorkriegszeit kannten und die nicht auf offizielle Entscheidungen warteten, sondern sich auf eigene Faust in der entleerten Stadt, aus der die deutsche Bevölkerung vor der Roten Armee geflüchtet war, niederließen. Ein Teil von ihnen hatte während des Krieges als Zwangsarbeiter in Kreuz gearbeitet und kam nach dem Durchzug der Front aus eigenem Antrieb in die Kleinstadt zurück. Die zweite Gruppe bildeten die so genannten Repatriierten aus Ostpolen – Bewohner der östlichen Wojewodschaften, die bis 1939 zu Polen und ab 1945 den Sowjetrepubliken Litauen, Ukraine und Weißrussland angehörten. Ähnlich wie den Kreuzer Deutschen hatte ihnen der Krieg ihre „Heimat“ genommen. Die ersten Transporte von Ostpolen nach Kreuz kamen dort in den ersten Tagen des Mai 1945 an, also noch vor Kriegsende, die letzten im Herbst 1947. Als dritte Gruppe kann man jene Einwohner fassen, die aus wirtschaftlichen Gründen nach Krzyż kamen, sich hier also bessere Lebensbedingungen erhofften, wie es ihnen

1 Das Projekt wurde finanziert von der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit. Insgesamt wurden 60 Audiointerviews geführt, 13 in Deutschland mit ehemaligen Bewohnern von Kreuz und 47 mit heutigen Bewohnern des polnischen Krzyż. Weitere Informationen auf Deutsch finden sich auf der Website des Projektes: www.kreuz-krzyz.pl/de.

die neuen Machthaber der Volksrepublik versprochen hatten, die somit die neu gewonnenen West- und Nordgebiete schnellstmöglich bewirtschaftet wissen wollten. Dieser Teil der Siedler kam vor allem aus Groß- und Zentralpolen, aber auch aus den Gegenden von Rzeszów und Lublin.

Was verband alle diese Menschen, als sie in Kreuz aus dem Zug ausstiegen und die Stadt betraten, in der noch alle Schilder deutsche Aufschriften trugen und in die die deutschen Bewohner schrittweise zurückkehrten, weil diese damit rechneten, dass nach dem Durchzug der Front die Stadt deutsch bleiben würde? Alle waren konfrontiert mit der Notwendigkeit, sich an dem neuen Ort niederzulassen und einzurichten, in einer Stadt, die erst durch sie zu einer polnischen Stadt gemacht werden sollte. Für viele der neuen Bewohner war eine der ersten Erfahrungen in Krzyż der Kontakt mit „früheren“ Bewohnern der Stadt – mit den Deutschen.

In einem zweiten Projektteil konnten wir dank der Unterstützung der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit auch die Erfahrungen der deutschen Bewohner von Kreuz kennenlernen, weil die Stiftung die finanziellen Mittel bereitstellte, Interviews in Deutschland zu führen.

Der Kreuzer Exodus begann bereits Ende 1944, als ein großer Teil der Bevölkerung auf die Nachricht hin, dass die Rote Armee sich näherte, nach Westen flüchtete. Einige kamen nach dem Durchmarsch der Front zurück, fanden ihre Stadt aber bereits unter polnisch-sowjetischer Verwaltung vor. In dieser politisch weiterhin unsicheren Zeit war jedoch nicht absehbar, welches Schicksal Kreuz und seine deutschen Bewohner ereilen würde. Ein Teil der Deutschen verließ Kreuz freiwillig. Sie fanden sich damit ab, dass die Stadt nunmehr zu Polen gehörte. Andere warteten ab, was passieren würde.

Nach der Potsdamer Konferenz im August 1945 und den dort erfolgten Festlegungen bezüglich der neuen Grenzen Europas begann die organisierte Aussiedlung der deutschen Bevölkerung aus Kreuz/Krzyż, ein Prozess, der jedoch recht lange dauerte. Der letzte Transport verließ den Bahnhof in Krzyż erst im Oktober 1946. Bis dahin lebten die Deutschen in Kreuz mit den Polen zusammen, oft in einem Haus oder in einer Wohnung; sie arbeiteten zusammen, verbrachten den Alltag zusammen. Die Kontakte zwischen den beiden Gruppen sahen jedoch verschieden aus. Sehr oft wurden Deutsche von Polen schlecht behandelt, zu schwerer Zwangsarbeit herangezogen, gedemütigt. Viele Polen sahen in den Deutschen einzig und allein Angehörige der früheren Besatzungsnation, die jetzt für die deutschen Verbrechen in der Kriegszeit büßen sollten. Es gab jedoch auch Polen, für die die Deutschen ganz normale Menschen waren, Menschen, die gerade ihr Haus verlieren – genau so, wie sie es selbst vor nicht allzu langer Zeit erlebt hatten. Derartige Eindrücke ermöglichten Verständnis und Mitgefühl.

Für den Verbleib in Krzyż entschied sich eine einzige deutsche Familie. Diejenigen Deutschen, die Krzyż frühzeitig verließen, kamen in die westlichen Besatzungszonen; die in den Jahren 1945/46 Ausgesiedelten hingegen kamen größtenteils in die sowjetische Besatzungszone. Es folgte ein langer und teilweise schwieriger Integrationsprozess mit den eingesessenen Deutschen am neuen Wohnort, begleitet von Sehnsucht nach Heimat und Schwierigkeiten bei der Anpassung an die neuen Lebensbedingungen – sowie ein Gefühl der Ungerechtigkeit. In diesem Punkt treffen sich, so scheint es, die Biographien polnischer und deutscher, heutiger und früherer Bewohner von Krzyż. Sowohl erste als auch letztere standen nach dem Krieg vor der Notwen-

digkeit, ihr Leben von neuem aufzubauen – an einem neuen Ort, mit neuen Menschen versuchen, wieder heimisch zu werden. Wie sah dieser Prozess aus? Kann man sagen, dass er erfolgreich war? Wie erinnern sich unsere Gesprächspartner an diese schwierige Zeit – etwa an das Verlassen des Hauses und die Ankunft und Eingewöhnung am neuen Ort? Und in welcher Erinnerung haben sich die beiden Gruppen, die sich 1945/46 in Krzyż begegneten, gegenseitig behalten?

Eine weitere Gruppe ist besonders zu erwähnen, die das Durcheinander der Jahre 1944-46 in den „Wiedergewonnenen Gebieten“ und das Aufeinandertreffen mit den Polen umgangen hat. Es sind dies die jungen Männer, die während des Krieges zur Wehrmacht und an die (Ost-)Front eingezogen wurden. Als sie das Ende des Krieges „erlebten“, wussten sie oft nicht, zu wem und wohin sie zurückkehren sollten. Auf der Suche nach ihren geflohenen oder umgesiedelten Angehörigen fuhren sie weiter in den Westen.

Wir wollen und können nicht für alle diese Menschen sprechen – wir wollen unseren Gesprächspartnern, Polen und Deutschen, heutigen und früheren Einwohnern von Kreuz, eine Stimme geben. Wir stellen vier Biographien vor – vier Erzählungen, zwei polnische und zwei deutsche. Sie sind nicht repräsentativ, aber doch typisch. Vielleicht wird aus den Fragmenten dieser Erlebnisse eine Geschichte von Kreuz/Krzyż – und vom Wandel von Kreuz zu Krzyż – sichtbar, wie sie in der offiziellen Darstellung der Stadt nicht zu finden ist.

Die erste Lebensgeschichte²

Hans-Joachim wurde 1927 in Kreuz geboren. Das war alles, was ich über ihn wusste, als wir uns trafen, denn eigentlich war diese Begegnung nicht vorgesehen. Bevor ich im März 2008 nach Deutschland fuhr, um Zeitzeugen aus Kreuz aufzusuchen, hatte ich vergeblich versucht, ihn telefonisch zu erreichen. Auch als ich es von Deutschland aus nochmals versuchte, hatte ich kein Glück. Doch dann rief mich Hans-Joachim zurück, weil sein digitaler Anrufbeantworter meine Handynummer gespeichert hatte. Ich erklärte ihm, dass wir Erinnerungen von Einwohnern des früheren Kreuz aufnehmen, und er war sofort mit einem Interview einverstanden. Da ich gerade in der Nähe war, verabredeten wir uns noch für denselben Abend bei Hans-Joachim in Hamburg.

Wir verstanden uns gut, das Gespräch war offen und herzlich. Als Quelle für die Geschichte von Kreuz lässt sich das Interview jedoch nicht ohne Weiteres verwenden. Mein Gesprächspartner präsentierte mir keine fertige, chronologisch geordnete biographische Erzählung, der der Zuhörer folgen könnte, wenn er die Geschichte der Kleinstadt – wenn auch nur in Annäherungen – rekonstruieren möchte, wenn er erfahren will, „wie es dort tatsächlich gewesen ist“, oder wenn er das Leben des Gesprächspartners nachvollziehen möchte.

Mein Interviewpartner versuchte nicht einmal, ein solches Narrativ zu schaffen. Problemlos rief er Erinnerungen an verschiedene Momente in seinem Leben ab, auch aus der Kreuzer Zeit, aber diese Erzählungen fügten sich nicht zu einer schlüssigen Lebensgeschichte zusammen. Sie bildeten eher eine lockere Sammlung sich überschneidender und miteinander korrespondierender Bilder, die nicht durch eine Chro-

2 Das Interviews mit Hans-Joachim führte Piotr Filipkowski, der auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

nologie oder eine Ursache-Folge-Beziehung verbunden waren, sondern durch Interpretationen und Sinnstiftungen des Interviewpartners.

Die erste Episode, die Hans-Joachim im Interview erinnerte, war seine erste Reise nach Krzyż, die er 1991 mit seiner Frau, seinem Sohn und einem Cousin unternahm. Kurz nach der politischen Wende in Polen und der deutschen Wiedervereinigung, ist das ein vielsagendes und kein zufälliges Datum. Die deutsch-deutsche Grenze war verschwunden, die deutsch-polnische nunmehr eine Grenze zwischen „Freunden“. Endlich konnte man problemlos nach Polen fahren, auch mit dem eigenen Auto. Die Strecke von Hamburg nach Krzyż ist lang, doch kann man sie ohne Weiteres an einem Tag zurücklegen. Die Familie wollte jedoch in Deutschland direkt an der polnischen Grenze übernachten und nur für einige Stunden nach Krzyż fahren. Es ging ihnen lediglich um eine kurze Visite der heimatlichen, aber inzwischen doch fernen Kleinstadt, um dann schnell wieder in die eigene, vertraute Welt zurückzukehren. Hans-Joachim wollte seiner Frau und seinem Sohn seinen Geburtsort und die Plätze seiner Kindheit zeigen – den See, in dem sie einst gebadet hatten und auf dem sie Schlittschuh gelaufen waren. Das ist gelungen – all die früheren Erzählungen bekamen endlich ein Gesicht, einen konkreten Ort.

Jedoch gelang es nicht, sich an diesem Ort von neuem heimisch zu fühlen. Es gelang nicht, mit den Polen, die heute diesen Orte mit Leben erfüllen, in Kontakt zu kommen. Trotz guten Willens und einiger Versuche kam ein solcher Kontakt nicht zustande. Es fehlte die gemeinsame Sprache – sicher auch im wörtlichen, einfachsten Sinne.

Und dann waren wir in Kreuz, wo ich geboren bin. Schillerstraße, ehemals Schillerstraße, wo die katholische Kirche ist. In dem Nachbarhaus vom Pfarrhaus, da haben wir gewohnt drin. Und da haben wir davor gestanden, aus dem Pfarrhaus guckte jemand raus, aber sah auch nicht so aus, als wenn man sich mit dem unterhalten kann, der war nur aus Neugier da. Ich hätte mich gerne mit den Leuten unterhalten, und ich konnte nun nicht Polnisch und man hat nun auch keinen getroffen, der nun sagte: „Ich kann dolmetschen.“ Ich wäre gerne ins Haus gegangen und hätte den Leuten gesagt: „Ich freue mich, dass ihr das Haus so erhalten habt, wie es früher war, und es instandhaltet.“ Und mehr wollte ich gar nicht. Aber wir hatten das Gefühl, wir wurden von allen Seiten böse angeguckt, als wenn wir denen was wegnehmen wollen.

Aus anderen Erinnerungen wissen wir, dass ein solcher Dialog möglich war und ist. Zahlreiche Bewohner des früheren Kreuz und des heutigen Krzyż stehen in Kontakt.

Die Erinnerung an die Reise erleichterte es meinem Interviewpartner, sich andere Begebenheiten aus der fernerer Vergangenheit ins Gedächtnis zu rufen. Hans-Joachim stammt aus einer Familie, die in Kreuz tief verwurzelt war – „das war ein ganzer Klan“. Seine Eltern und Großeltern sind hier geboren, sie wohnten und arbeiten hier. Die Familie war weit verzweigt und in der Gegend bekannt. Der Vater war Schuhmachermeister und führte mit der Mutter ein Schuhgeschäft mit Schusterwerkstatt, das sich in ihrem Wohnhaus direkt bei der katholischen Kirche befand. Der Großvater betrieb mit einem Onkel einen Getreide- und Kartoffelgroßhandel sowie eine Mühle. Der andere Großvater handelte mit Kohle und eine Tante hatte ein kleines Kolonialwarengeschäft, „von der Kopfschmerztablette bis zur Kuhkette und Peit-

sche gab's da alles, und Petroleum“. Ein anderer Onkel war Konkurrent des Vaters, denn auch er führte ein Schustergeschäft in Kreuz.

Für die verschiedenen Geschäfte der Familie spielte die geographische Lage von Kreuz sicher eine große Rolle: Knotenpunkt wichtiger Eisenbahnverbindungen und gleichzeitig direkt an der Grenze zu Polen. Der kleine Grenzverkehr habe, so mein Gesprächspartner, Kunden nach Kreuz gebracht, denn aus polnischer Sicht sei Kreuz damals ein „Mittelpunkt“ gewesen. Er selber habe jedoch vor Kriegsausbruch 1939 nie Gelegenheit gehabt, auf die polnische Seite jenseits der Netze zu gelangen.

„Wir waren selbstständig“, so antwortete er auf meine Frage nach der materiellen Lage seiner Familie. Anders als in den Erzählungen anderer Einwohner des deutschen Kreuz spielte dieses Thema überhaupt keine Rolle. Ob der Vater für die Schule des Sohnes zahlen musste, weiß mein Interviewpartner nicht einmal.

Das Jahr 1939, der Kriegsausbruch, bildet für die verstreuten Erinnerungen von Hans-Joachim keinen Einschnitt. Das ist verständlich, denn weder er noch andere Einwohner von Kreuz erlebten damals etwas Außergewöhnliches. Mich interessierten jedoch auch ganz alltägliche Aspekte, wie Erwachsenwerden und Schulbesuch im NS-Staat.

Einige Lehrer, die trugen Uniform, manchmal. Das waren Parteigenossen, irgendwann. Die mussten wohl in der Partei sein. Es war ja damals so: Wer öffentliche Ämter ausübte, der musste in einer Parteiorganisation sein. Nicht direkt, der kann in so einer Nebenorganisation oder irgend sowas sein. Auf jeden Fall musste erkenntlich sein, dass er nicht dagegen war. So wie es in der DDR ja auch war, da hat man ja auch immer versucht, sich so das Beste rauszusuchen, damit man mit dem Strom geschwommen ist. Denn wer sich aufgelehnt hat, war ja weg. Das ist ja überall so.

Hitlerjugend, da hat man das gemacht – in etwa, erst mal – was man heute bei den Pfadfindern auch macht: Geländespiele und so, was den Jungen Spaß macht. Zuerst. Und dann nebenbei musste marschiert werden, und Appell, Lager machen, Zeltlager und so. Ja, man hat dann die Partei verherrlicht, der Nationalsozialismus wurde dann verherrlicht. Und wenn die Jungs nichts anderes sehen, nicht anderes hören, dann musste man das glauben, was man ihnen sagt.

Statt Einzelheiten aus der eigenen Biographie haben wir hier Verallgemeinerungen über totalitäre Systeme auf provinzieller Ebene und – vielleicht überraschend – eine Gegenüberstellung mit der DDR. Dies erklärt sich jedoch im weiteren Verlauf des Interviews. Um trotzdem etwas Konkretes zu erfahren, fragte ich nach einem jüdischen Geschäft in Kreuz, da ich bereits wusste, dass es eines gegeben hatte. Mein Interviewpartner erinnert sich gut an den Inhaber, auch kennt er aus Erzählungen die weitere Geschichte dieses Ladens.

Bis zum Krieg. Also das jüdische Geschäft, das hat der Besitzer verkauft, ich möchte sagen 1938. Das hat er wohl 1938 verkauft und ist dann weggezogen, ausgewandert – weiß ich nicht. Und das hat dann jemand anderes übernommen, der hat das gekauft. Dass das gekauft worden ist, das weiß ich, weil ich

mit der Tochter von dem Nachfolger zur Schule gegangen bin, in eine Klasse. Und wir haben heute noch Kontakt. Und die hat mir das erzählt, wie das früher war.

Ähnlich wie unsere anderen deutschen Gesprächspartner, frühere Einwohner von Kreuz, weiß auch Hans Joachim nicht, was mit dem früheren Besitzer geschehen ist, und versuchte auch nie, es herauszufinden. Ein Nachbar, der plötzlich verschwand. Von einem anderen Zeitzeugen erfahren wir, dass dies nicht „einfach so“ geschehen ist.

Dass 1939 nicht als besonderer Einschnitt erinnert wird, bedeutet nicht, dass der Zweite Weltkrieg insgesamt nicht zu den Erfahrungen meines Interviewpartners gehört. Er befindet sich sogar im Mittelpunkt – die Erinnerung an ihn ist ausgeprägt und nimmt einen zentralen Platz in den biographischen Erzählungen ein. Nur hat diese Erfahrung einen anderen Zeitrahmen als die übliche Datierung des Zweiten Weltkrieges. Sie beginnt 1944 mit der Einberufung zur Wehrmacht und endet 1949 mit der Entlassung aus dem sowjetischen Kriegsgefangenenlager im Kaukasus, Hans-Joachims letzter Station seiner Lagerbiographie. Es ist charakteristisch, dass die Erzählung über die Erlebnisse in den Kriegsgefangenenlagern viele Ähnlichkeiten mit Berichten Gefangener in NS-Konzentrationslagern aufweist, mit denen ich im Rahmen eines anderen Projekts Interviews durchgeführt habe.

In die Erzählung über die eigene Kriegserfahrung ist der gleichzeitig ablaufende Lebensweg der Familie eingeflochten, den er jedoch erst aus späteren Erzählungen kennt. Wir erfahren, dass der Vater ebenso zur Wehrmacht eingezogen wurde, später in sowjetische Gefangenschaft geriet und 1947 entlassen wurde. Die Mutter blieb mit den Schwestern vorerst in Kreuz, flüchtete aber vor dem Einmarsch der Roten Armee. Wie viele andere kehrte sie 1945 zurück. Das Haus stand zwar noch, war jedoch „unbewohnbar“.

Das Haus, da waren die Fenster raus und die Türen hat man weggenommen, hat man total ausgeräumt. Und die Möbel waren alle – das hat man gleich alles nach der Flucht geplündert.

Die Mutter arbeitete nun wie andere Deutsche bei Polen, um Nahrungsmittel zu erhalten. Es folgte die endgültige Ausweisung der deutschen Bewohner von Krzyż; ihren Platz nahmen Polen ein, die aus ehemals polnischen Gebieten jenseits des Bug kamen. Obwohl dies gar nicht Teil seiner persönlichen Erfahrung ist, berichtet mein Gesprächspartner von dem „Transfer“, der sich damals in seiner Heimat vollzog, die nun „Wiedergewonnene Gebiete“ genannt wurde.

Und dann wurden ja alle Deutschen ausgewiesen. Weil ja auch die Polen aus Russland ausgewiesen worden sind, was der Russe von Polen einvernommen hat. Und die wurden dann wieder dahin [nach Kreuz] geschickt. Da waren beide nicht glücklich.

Die [Deutschen im poln. Krzyż] haben sich alle Arbeit bei den Polen gesucht und haben für Essen gearbeitet. Da gab's nur zu Essen für die Arbeit. Sie hatten eine ganz schwere Zeit gehabt. Obwohl die für den Krieg auch nichts konn-

ten. Wer konnte schon was für den Krieg? Die Zivilbevölkerung ist doch immer die angeschierte dabei. Und die kleinen Leute.

In diesem Plädoyer für den „kleinen Mann“ entgeht der Aufmerksamkeit des Erzählers jedoch, dass nicht alle „kleinen Leute“ unschuldige Opfer waren, sondern ihre Lage zu unterschiedlichen Zeitpunkten des Krieges verschieden war.

Nach der Entlassung aus dem Kriegsgefangenenlager konnte mein Interviewpartner nicht ins polnische Krzyż zurückkehren. Seine Eltern fand er in der DDR. Auffällig ist, dass er über ihren Wohnort mehrfach spricht als „in der DDR“. Er verwendet diesen Begriff auch für die Zeit, als es die DDR noch gar nicht gab. Für den Interviewten hat dieses Detail keine Bedeutung – wichtig ist jedoch die Distanz, mit der er über die sowjetische Einflussphäre spricht. Mit diesem Raum wollte er nach der Erfahrung in den sowjetischen Lagern nichts zu tun haben.

Er erzählt dies aus der Perspektive eines Beobachters von außen, eines Outsiders. Kurz nachdem er aus dem Lager zurückgekehrt war und seine Eltern gefunden hatte, zog er nach Hamburg, wo Verwandte wohnten. Dort gründete er eine Familie, machte eine Ausbildung und fand Arbeit als Spezialist für die Herstellung von Elektromaschinen.

In Hamburg stellt Hans-Joachim ab 1951 auch den Kontakt zu anderen ehemaligen Kreuzern wieder her. Er fand Schulfreunde wieder – mit einem steht er bis heute in Kontakt. Auch lernte er neue Leute kennen, die ebenfalls aus Kreuz stammten. Hätte es nicht die landsmannschaftlichen Verbände und den Verlust der Heimat gegeben, hätte er sich mit ihnen sicherlich nie getroffen. Doch ist die Landsmannschaft nicht die wichtigste Angelegenheit im Leben meines Gesprächspartners.

Die deutsche Nachkriegsspaltung in einen östlichen und einen westlichen Teil erlebte er intensiv, da sie ihn von seinen Angehörigen trennte und den Kontakt mit ihnen erschwerte.

Die waren schon in der DDR, und ich habe mich entlassen lassen nach den Verwandten hier [in Hamburg], also ich wollte mit den Russen nichts mehr zu tun haben. Die kannte ich nun jetzt. Mit dem Regime hatte ich nichts mehr im Sinn. Und ich bin dann hier geblieben. Besucht und so, das ist klar. Die Eltern sind dort geblieben, in der DDR. Und sind dort auch verstorben. Nein, das war auch nicht einfach. Man musste immer eine Aufenthaltsgenehmigung von dort kriegen, eine Einreisebewilligung, eine Einladung sowieso. Das war nicht einfach. Aber es war möglich. Also von hier dorthin. Und für sie als alte Leute, sie durften mich auch hier besuchen einmal im Jahr. Ich glaube, nicht jedes Jahr, aber einmal im Jahr.

Nun wissen wir auch, warum die DDR in den Erinnerungen über die Schulzeit in Kreuz auftaucht. Für den Interviewten ist dies ein Etikett zur Bezeichnung verschiedener Erfahrungen mit totalitärer und autoritärer Macht.

Geleitet durch meine Fragen, kehrt die unlineare Erinnerung wieder nach Kreuz zurück. Ich wusste bereits, dass seine Mutter als Zwangsarbeiterin bei Polen beschäftigt war – auch wenn der Zwang vielleicht „nur“ ökonomisch war. Ich möchte wissen, ob in den ruhigen Kriegsjahren in Kreuz Zwangsarbeiter waren. Wie sich zeigt, waren sie nicht nur in Kreuz, sondern auch bei den Eltern in der Werkstatt.

Ich möchte nicht sagen, dass das Zwangsarbeiter waren. Man kannte sich. Also, bei uns war, das kann man fast sagen, ein Zwangsarbeiter. Da hat man gesagt: „Hier werden Schuhmacher gebraucht.“ Ich weiß nicht, aus welchem Ort der war. Der hat dann bei uns gearbeitet, war bei uns. Auf jeden Fall hat er's einigermaßen gut gehabt, möchte ich sagen. War in Kost und Logis, er wurde gepflegt von meiner Mutter und hatte eine Unterkunft – war nicht besonders schön, aber er hatte ein Dach über dem Kopf gehabt. Und wenn wir in der Familie gefeiert haben, haben wir die Haustür zugeschlossen, und dann war er bei uns am Tisch. Das war verboten. Aber das ist auch bei anderen so gewesen. Ganz selten, das waren Ausnahmen, wo man die Polen diskriminiert hat. Im Grunde war das gar nicht so. Und bei meinem Onkel, da hat auch ein Pole gearbeitet, von Drażgic [einem Nachbardorf], die kannten sich schon vor dem Krieg. Ehe die irgendwo anders waren, sind sie lieber dahin gegangen, wo sie die Leute vorher schon kannten. Arbeiten musste jeder, egal wer, ob das nun ein Deutscher oder ein anderer war. Und dann sind sie lieber dorthin gegangen. Und zwei Haushaltshilfen – eine bei meiner Tante, und bei meinem Onkel war eine. Da war ein französisches Kriegsgefangenenlager, der hatte da auch gearbeitet bei meinem Onkel. Aber die liefen alle frei rum, da gab's gar nichts. Und die waren ... Man sagt Familienanschluss dazu, sowieso. Die haben auch mit am Tisch gegessen. Man kannte sie ja, man wusste ja, wer da kommt. Und in so einem kleinen Ort, da kennt ja jeder jeden. Und da weiß man: „Aha, vor dem da muss du dich vorsehen, da musst du den Mund halten.“ Und wenn dann gerade Mittagszeit war und man sah, da kommt irgend so ein Spezi an: „Bitte du, geh doch mal eben nach nebenan.“

Diese positive Erinnerung an Zwangsarbeit muss nicht unbedingt eine Form der Rechtfertigung der Eltern sein. Mancher polnische Arbeiter, der damals für Deutsche arbeitete, hat in seiner Erinnerung ähnliche Bilder. Vor allem, wenn er das Glück hatte, zu einer guten Familie zu kommen, auf eine kleine Landwirtschaft, in eine Werkstatt oder ein Geschäft. An solchen Arbeitsplätzen war es leicht möglich, Vertrauen und ein etwas näheres Verhältnis aufzubauen.

Von diesem Bild guter, freundschaftlicher Beziehungen zwischen gutmütigen einfachen Menschen, über deren Kopf ein verrückter Krieg stattfindet, wechselt mein Gesprächspartner problemlos zu nostalgischen Erinnerungen an die sorgenfreie Kindheit in Kreuz.

Wie alle anderen: Dummes Zeug gemacht. Ja, im See viel geschwommen, und dann im Winter waren wir viel unterwegs. Da waren die Netzewiesen, die waren überschwemmt. Man konnte auf Schlittschuhen weit laufen. Und dann haben wir uns mit noch einem Kumpel Eissegler gebaut. Von Muttern ein Laken geklaut, eine Stange, das Laken da angebunden. Jeder hat ein paar Schlittschuhe, einer vorne, einer hinten. Und dann sind wir losgesegelt. Plötzlich, gegen Abend, als es dunkel wurde, war der Wind nicht mehr da. Oder in der verkehrten Richtung. Und wir mussten dann wieder zurück. Weiß ich noch genau wie heute. Da haben wir die Schlittschuhe abgemacht, das Laken abgemacht. Und dann sind wir zur Bahnstrecke gegangen, da ist ja die Ostbahn

von Berlin nach Königsberg. Die einzelnen Stationen: Kreuz, Filehne, Ascherbude, Stieglitz, Schönlanke, Stöwen, Schneidemühl. So ungefähr waren die Bahnstationen. Und wir waren an der Netze lang, die Netze ist ja auch parallel zur Bahn so in etwa. Und hin zum Bahnhof, haben uns da rumgedrückt, und dann kam der nächste Zug. Weil Kreuz ja auch eine Eisenbahnerstadt war, waren da viele Eisenbahner. Da hat man einen gesehen, irgendein Kreuzer war dann da. „Wie kommen wir wieder nach Hause?“ und so. Dann wollten wir mit einem Güterzug – hält der auch in Kreuz? Nachher hält der ganz woanders? Da ins Bremserhäuschen rein. Früher hatten einige Güterwagen hinten so ein Bremserhäuschen dran, wo eine Bremse dran war. Das war der letzte Waggon dann immer. Und da wollten wir uns verstecken. Sie haben uns aber erwischt und uns dann im Packwagen versteckt. „Aber keinen Mucks!“ Und dann in Kreuz, als er gehalten hatte, sind wir zur anderen Seite raus. Wir konnten ja nicht durch, da war 'ne Sperre, da musste man eine Fahrkarte vorzeigen. Da sind wir zur anderen Seite über die Schienen rüber. Auf der anderen Seite war früher die Kleinbahn, die nach Schloppe fuhr. Der Schlopper. Er hat gesagt: „Hier, husch rüber. Guckt, ob da einer kommt, und dann aber Abfahrt! Und erzählt nicht, wer euch mitgenommen hat.“ Aber nächsten Tag wusste mein Vater das auch schon. Das haben wir nur einmal gemacht. Man macht solche Streiche nur einmal.

Im Tonfall dieser Erinnerungen gibt es nicht einen Hauch von Zorn, dass diese Zeit zusammen mit dem Ort, an dem sie stattfand, unwiderruflich vergangen ist. Das ist eine, wenn man so will, positive Nostalgie, die sich gegen nichts und niemanden richtet. Es zeigt sich sogar, dass diese Jugendzeit in Kreuz als Vorstufe zum Erwachsenenleben in Hamburg interpretiert wird. Während des Krieges beherbergten die Eltern Verwandte aus der Hansestadt, die sich längere Zeit von den ständigen Bombardierungen Hamburgs erholten. Hier fanden sie Schutz vor dem Krieg. Und bei der Gelegenheit luden sie – damals vielleicht etwas unrealistisch anmutend – zum Besuch in Hamburg ein.

Und als in Hamburg die großen Angriffe waren, da sind die Hamburger in Kreuz gewesen, paar Monate. Weiß ich noch. Und da hat mein Großonkel, der hier in Hamburg war, zu mir gesagt: „Du Junge, du kommst mal nach Hamburg. Hier in Kreuz, in einer Kleinstadt, das ist nichts für dich. Du kannst nur in Hamburg was werden.“ Der war auch Elektriker, und ich habe mich für alles Mögliche interessiert, für jede Technik und alles. Und da sagt er: „Du musst in eine Großstadt.“ Deswegen hat sich das so ergeben, dass ich hier nach Hamburg gekommen bin.

Das Überreden erwies sich als erfolgreich – nicht in Kreuz, sondern in Hamburg ist Hans-Joachim seit Jahrzehnten zu Hause. Nur musste er, um dorthin zu gelangen, einen langen und schwierigen Weg zurücklegen.

Vergangenen Erlebnissen Sinn zu geben ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erinnerung, auch der autobiographischen Erinnerung. Doch nicht immer sind diese sinngebenden Leistungen so deutlich zu erkennen wie in dieser Erzählung – oder eher in den kleinen Erlebnissen, die keine großes Narrativ ergeben.

Die zweite Lebensgeschichte³

„Es war furchtbar.“ Diese Worte sagt Irmgard am häufigsten. „Es war furchtbar.“ Sie meint ihre Flucht vor der Roten Armee im Januar 1945 nach Potsdam. Nach Kriegsende kehrte sie nach Kreuz zurück, doch war Hinterpommern inzwischen polnisch geworden. Im April 1946 ging sie abermals auf die Flucht, um aus Polen herauszukommen. „Es war furchtbar“, sagt sie, „es war furchtbar.“

Die Flucht war für sie das Schlüsselereignis ihres Lebens. Als ich sie im März 2008 aufsuchte, um von ihr etwas über Kreuz zu erfahren, erzählte sie mir vor allem zwei Geschichten: ihre beiden Fluchterlebnisse im Januar 1945 und im April 1946. Es sind diese beiden Ereignisse, die sich am tiefsten in ihr Gedächtnis eingepägt haben. Obwohl sie damals sehr jung war und heute nicht mehr alle Erinnerungen an Kreuz vollständig rekonstruieren kann, lassen sich diese beiden Fluchterfahrungen in allen Details abrufen. Als ihre Mutter sie im Januar 1945 Hals über Kopf mit dem neunjährigen Bruder und der vierjährigen Schwester in den Zug Richtung Westen setzte, wurde sie schlagartig erwachsen. Plötzlich waren nicht mehr die Mutter oder der Vater verantwortlich für sie und ihre Geschwister, sondern sie allein. Und dabei ging es um Leben und Tod – der Zug wurde von sowjetischen Tieffliegern beschossen, mehrmals sind sie in der eisigen Kälte, die in jenem Winter tausende Flüchtlinge das Leben kostete, beinahe erfroren. Die gesamte Verantwortung lag in Irmgards Händen. Damals war sie 15 Jahre alt.

Wer ein Treffen von Vertriebenen und Flüchtlingen besucht und mit ihnen über die Vergangenheit redet, der hört vor allem eine Geschichte: die Flucht. Nicht nur bei Irmgard, bei Millionen Deutschen, vor allem Frauen, hat sich diese Erinnerung am tiefsten eingepägt, es war das schlimmste und traumatischste Ereignis ihres Lebens. Viele haben ihre Erinnerungen später aufgeschrieben, um sie ihren Kindern und Enkeln zu hinterlassen. Verarbeitet haben sie die Erlebnisse damit aber nicht. Sie wollen darüber reden, sie müssen darüber reden, und sie werden darüber reden, bis sie verstummen. Dass in den letzten Jahren die Erlebnisse dieser Menschen ausschließlich unter dem Stichwort „Vertreibung“ der Deutschen aus den Ostgebieten öffentlich behandelt worden sind, tut ihnen Unrecht. Für sie war es die Flucht, und nicht die spätere Ausweisung, Umsiedlung oder Vertreibung aus Polen, der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und anderen Staaten, die ihr Leben geprägt hat.

Die meisten Deutschen in den Ostgebieten hatten bis Ende 1944 vom Krieg noch nicht viel mitbekommen – vielmehr wurden aus den ausgebombten Städten im Westen Menschen hierher gebracht, weil es hier ruhiger war. Natürlich, die meisten Männer waren im Krieg, zurück blieben die Frauen, Kinder und Alten, es mangelte an allen Ecken und Enden. Je länger der Krieg dauerte, desto mehr stand das öffentliche Leben still – alles wurde auf die Zeit nach dem „Endsieg“ verschoben. Doch der Krieg im eigentlichen Sinne – die Front – war weit weg. Im Herbst 1944 erreichte die Rote Armee das deutsche Reichsgebiet und marschierte in Ostpreußen ein: Mit einem Schlag war alles Gerede vom entscheidenden Gegenschlag, der kurz bevor stehe, Makulatur. Der Krieg verließ die Leinwände der Wochenschau und wurde zur Realität auch der Deutschen im Osten des Reiches. Die Propaganda hatte viel von sowjeti-

³ Das Interviews mit Irmgard führte Roland Borchers, der auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

schen Gräueltaten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung berichtet. Sie waren vermutlich größtenteils nicht einmal erfunden und sollten den Kampfgeist der Deutschen stärken, führten nun aber dazu, dass Millionen Deutsche im Osten unter keinen Umständen den Einmarsch der sowjetischen Truppen erleben wollten und deshalb überstürzt die Flucht ergriffen. Unvorbereitet, im tiefsten Winter.

Anfang 1945 näherte sich die Front der Stadt Kreuz. „Ich hatte auch eine Wahnsinnsangst, es liefen ja furchtbare Gräuelparolen, nicht Parolen, was ja auch Tatsachen waren, was die Russen mit den deutschen Frauen machten. Und ich sag: ‚Ich will hier weg! Ich will hier weg!‘“, erinnert sich Irmgard. Die Mutter wollte jedoch nicht flüchten; sie blieb in Kreuz, um auf das Haus aufzupassen. Sie setzte die 15-jährige Tochter mit den beiden Geschwistern in einen überfüllten Lazarettzug.

Dann fuhr der Zug bis ungefähr Driesen, ein Stück, dann kamen russische Tiefflieger, ja, Tiefflieger sagte man. Und dann wurde dieser Zug mit MGs beschossen! Also, Sie glauben gar nicht, es war furchtbar! Obgleich der ganz groß gekennzeichnet war als, als ... mit Rotkreuz. Und diese MGs, da saßen bloß zwei oder drei Russen drin, ja. Das waren so kleine Flugzeuge. Und die, die flogen so, dass sie in die Scheiben schießen konnten. Also, es war ein Schreien in dem Zug. Und der hielt natürlich an, der konnte auch nicht weiterfahren ... [...]. Wir sahen dann, wie diese, diese Flugzeuge – da konnte man die Chaussee einsehen, wo die Trecks, die Flüchtlingstrecks unterwegs waren, wie die Flugzeuge dann im Tiefflug den Treck beschossen haben, wo die Menschen auf ihren Wagen saßen, und die Pferde galoppierten hoch und kippten um. Also, Sie können sich das nicht vorstellen, wie furchtbar das alles war ...

Im Lazarettzug ging es bis Küstrin an der Oder. Nach einigem Warten ging es mit einem Güterzug Richtung Berlin. Zwar ging die Fahrt weiter, doch gab es in dem Güterwaggon ein anderes Problem: „Und diese Kälte. Also wir waren fast alle am Erfrieren, wir sind dann ganz dicht zusammen gekrochen, haben uns alle umklammert ...“ Die Fahrt endete hinter Königs Wusterhausen südöstlich von Berlin. Mit verschiedenen Zügen kamen sie schließlich zu Verwandten nach Potsdam.

Und dann war mein Cousin an der Tür, der Hansi, der war ein Jahr jünger, oder zwei Jahre jünger als ich ... Der war sprachlos. Ich sag: ‚Hansi, wir mussten flüchten, der Russe steht vor Kreuz.‘ Da sagt der Hansi: ‚Wat denn, wat denn? Det glob ich nech.‘ Das hör ich noch: ‚Det glob ich nech.‘ Der konnte das gar nicht begreifen! Der Russe ist ja damals so schnell vorgerückt.

Eine Woche später kamen auch die Eltern nach Potsdam. Die Mutter war wenig später doch geflüchtet; der Vater war Lokführer und mit einem Zug in den Westen gelangt. Am 14. April 1945 erlebte die Familie die Bombardierung Potsdams:

Also, das war die Hölle! Wir saßen in den Kellern ... das Ganze, der Keller war wie ein Schiff, so ging das immer. Und diese, diese, diese Bomben, dieses Getöse! Wir waren ... Das brannte draußen auch alles. Wir waren mit den Köpfen so, dass die Köpfe auf dem Fußboden, immer tiefer. So ein Druck, diese Druckwellen ...

Kaum war der Krieg vorbei, fuhren die Eltern per Rad nach Kreuz zurück. Niemand hatte damals erwartet, dass die Gebiete direkt hinter der Oder polnisch werden würden. Also machten sich viele wieder auf nach Hause. Nach mehreren Wochen holte die Mutter auch die Kinder nach. Diesmal fuhren sie mit dem Zug. Dreimal wurden sie überfallen – zweimal von sowjetischen Soldaten, die alle Koffer mitnahmen und anschließend mehrere Frauen aus dem Zug holten und vermutlich vergewaltigten; schließlich folgten polnische Jugendliche, die die Reisenden ausraubten. „Mit Rasiermessern haben die nach unseren Handgelenken geschnitten, dass wir nicht festhalten durften. Alles weggenommen, was wir noch hatten. Also, es war furchtbar“, erinnert sich Irmgard.

Als sie in Kreuz ankam, fiel sie aus allen Wolken: Kreuz gab es nicht mehr – die Stadt hieß jetzt Krzyż. „Und die ist ja voller Polen“, musste sie erstaunt feststellen. Das Wohnhaus ihrer Eltern war schwer beschädigt, die Möbel waren alle weg. Ihr Vater und sie selber mussten schwere Zwangsarbeit leisten, für Polen oder für Sowjets. Der Vater fuhr keine Loks mehr, sondern musste sie nun reparieren. Irmgard wurde zum Verlegen von Gleisen und zur Demontage von Fabriken eingesetzt, die in die Sowjetunion geschafft wurden. „Wir durften nicht auf dem Bürgersteig gehen, wir mussten auf'm Fahrdamm gehen. Und Schuhe hatten wir überhaupt keine mehr, wir liefen mit Holzpantoffeln rum. Und wurden auch bespuckt. Aber von jungen Polen, ja, die waren ja natürlich auch alle aufgehetzt“, erinnert sich Irmgard. Die Mutter fand Anstellung im katholischen Pfarrhaus als Wirtschafterin des Pfarrers. Bei vielen polnischen Katholiken stieß es auf wenig Gegenliebe, dass gerade eine Deutsche dem polnischen Pfarrer den Haushalt führte, doch konnte sie diese Stellung bis zur Ausreise im Oktober 1946 behalten. Ihr war sogar angeboten worden, mit ihrer Familie in Polen bleiben zu können, doch sie wollten nach Deutschland.

Im April 1946 hieß es in Krzyż, dass die jungen Deutschen zum Wiederaufbau nach Warschau geschafft werden sollen. Irmgard entschied sich daraufhin, ihre traumatische Erfahrung vom Januar 1945 zu wiederholen und abermals auf die Flucht zu gehen – eine ebenso traumatische Flucht. Zusammen mit ihrer Schulfreundin Ingrid versteckte sie sich im Kohlentender eines Zuges, der Richtung Westen fuhr. „Und dann sind wir da rein gekrochen, in diesen Werkzeugkasten, beide. Wurde der Deckel zugemacht, da lag natürlich Hammer und alles Mögliche drin, und da lagen wir nun drin auf diesem Werkzeug.“ Doch waren die beiden Freundinnen nicht die einzigen Flüchtlinge in dem Zug. Weitere Zivilisten versteckten sich in den Waggons, aus Gefangenenlagern geflüchtete deutsche Soldaten hingen unter dem Zug:

Und in Küstrin, das war ja nun vor der Oder noch, hielt der Zug lange. Und da haben sie die alle rausgeholt, die sich da – och, diese, diese Frau auch mit den Kindern aus dem, die da versteckt war in dem Waggon, wo die Eisenbahner drin waren. Und ein Geschrei, und dann haben die die, die sich auch unter die Züge, unter die Waggons gebunden hatten, die Soldaten ... Und dann hörte man immer, wie das klatschte, da mit Gummiknüppel drauf. Und ein Geschrei. Und auf Polnisch. Und wir da in dem Kasten! Na, haben wir gedacht: „Jetzt holen sie uns auch raus.“ Was glauben Sie, da hatte sich ein Russe drauf gesetzt, auf den Kasten, oben auf den Tender. Auf diesen Werkzeugkasten. Wo wir drin lagen.

Entdeckt wurden sie jedoch nicht, sondern fuhren bis Strausberg nordöstlich von Berlin. Als sie aus ihrem Versteck herauskamen, wurden die sowjetischen Soldaten, die im nächsten Waggon ihr Quartier hatten, auf sie aufmerksam: „Und da wollten sie uns mit Gewalt in ihren Waggon rein haben, ja. Und die Ingrid hatten sie schon gepackt.“ Weshalb die Russen an den jungen Frauen interessiert waren, kann man sich denken, doch wurde nichts daraus. Der Zug war bereits in Strausberg, und alle Flüchtlinge wurden von der russischen Polizei verhaftet. Nach einigen Tagen kamen Irmgard und ihre Freundin wieder frei und in ein Auffanglager in Berlin-Lichtenberg. Von dort schlugen sie sich durch bis in den Harz, wo sie die Grenze zwischen der sowjetischen und der britischen Besatzungszone überqueren wollten, denn die ältere Schwester war seit 1944 in Braunlage. Der erste Versuch misslang; drei Tage lang saßen sie im sowjetischen Arrest. Beim zweiten Anlauf bezahlten sie zwei junge Männer, die sie über die Grenze führen sollten. „Und dann sind wir die ganze Nacht gelaufen, gelaufen! Wir konnten schon nicht mehr. Durch kleine, kleine Bäche da durch. Ingrid hat 'nen Schuh verloren. Es war furchtbar!“ Schließlich erreichten sie aber die britische Zone und später auch Braunlage. Damit war ihre Odyssee, die anderthalb Jahre vorher begonnen hatte, beendet. Weiter wollte Irmgard nicht mehr, sie hatte genug. Noch heute lebt sie im Harz.

Die dritte Lebensgeschichte⁴

Leon wurde 1931 in Wronki in der damaligen Wojewodschaft Posen geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Drażg (Drawsko), einem Nachbardorf von Kreuz. Sein Vater war Eisenbahner, die Mutter führte den Haushalt. Bereits vor dem Zweiten Weltkrieg hielt sich Leon mit seinem Vater mehrfach in Kreuz auf – die Grenzüberquerung war kein Problem; nach Kreuz ging man zum Einkaufen oder zum Friseur.

Kreuz war vor dem Krieg sehr ordentlich, sehr schön. Ich erinnere mich, wenn ich hier zum Friseur ging, sagte meine Mutter: „Oh, da gehen wir besser nach Kreuz, da ist es billiger, nur für ein paar Groschen da.“ Hier auf der Seite hatten sogar Polen Felder, hier, auf dieser Seite, in Deutschland. Denn die Netze war die Grenze, die Netze fließt direkt bei Drażg, und da auf der Brücke waren die Grenzbeamten. Von der Seite war ein polnischer Grenzbeamter, und von der anderen ein deutscher. Es war nicht so, dass sie nicht durchließen. Meine Mutter konnte Deutsch, das war fast normal, dass sie rüber gingen.

Im September 1939 herrschte in Drażg Chaos. Schon Ende August gingen Gerüchte, dass die Deutschen alle polnischen Beamten verhaften würden, auch die Eisenbahner. Also entschied sich die Familie von Leon, vor der einmarschierenden Armee zu fliehen. In überfüllten Zügen gelangten sie bis nach Lemberg (Lwów), doch stellte sich heraus, dass sowjetische Truppen bereits dort einmarschiert waren. Nach einigen Wochen kehrte die Familie nach Drażg zurück. Ihr Haus war bereits belegt, ihr Besitz teilweise geplündert. In dem Dorf war bereits eine deutsche Verwaltung installiert. Die Schule, die Leon wieder besuchte, wurde geteilt: Eine Hälfte war für polni-

⁴ Das Interviews mit Leon führte Anna Wylegała, die auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

sche, die andere für deutsche und volksdeutsche Kinder. Im Frühjahr 1941 kamen Vertreter des Arbeitsamtes in die Schule: Leon, der gerade zehn Jahre alt geworden war, wurde deutscher Zwangsarbeiter.

Da hat mich niemand gefragt: „Willst du gehen, hast du das richtige Alter oder nicht?“ Nur als wir da in der Schule waren, da in Drahzig, kamen sie vom Arbeitsamt gefahren, hier aus Kreuz, und nahmen dieses Klassenbuch vom Lehrer. Und da im Klassenbuch war, „dann und dann geboren“, alle in dem Klassenbuch. „Aha, der ist noch nicht zehn Jahre alt“, und der Lehrer sagt: „Wird er aber. Ist er nicht, dann wird er.“ Dann haben sie mich auch gleich auf die Liste genommen. Alles nach Hause zu bringen, haben sie befohlen, Hefte, ich sollte gleich zurück sein, und schon nach Kreuz. Wir gingen ins Arbeitsamt, und die Landwirte haben schon auf uns gewartet. „Diese hier, diese hier“, jeder hat sich einen Jungen ausgesucht, wir wurden zu elft dorthin geführt. Mich hat da auch so eine Frau genommen. Denn nicht weit von ihr war mein älterer Bruder in Arbeit bei Deutschen, und als er erfuhr, dass sie uns zum Dienst holen, da sagte er dort, wenn sie dorthin fährt, dass sie diesen und diesen nehmen soll. Sie hatte da schon Bescheid gegeben, angerufen, denn sie hatten ein Telefon da in der Försterei, rief sie dieses Arbeitsamt an, wenn da ein Leon sein wird, dass sie ihr so einen Jungen lassen sollen. Als wir dann in das Arbeitsamt, als sie uns zu elft in dieses Arbeitsamt brachten, in diesem Zimmer aufstellten, fragten sie gleich, „Leo, wer ist das?“, auf Deutsch, „Leo, wer ist das?“ Ich sage: „Ich.“ Ich sollte mich an die Seite stellen. Und sie, diese Landwirte, nahmen die anderen und mich nicht. Aber sie kam dann gleich und nahm mich, unterschrieb, und nahm mich und dann durch den Wald, am Friedhof längs, durch den Wald, ins Forstamt fuhren wir. Sie nahm mich aufs Fahrrad, auf den Gepäckträger, und wir fuhren.

Leon kam ins Forstamt in Kienwerder (Brzegi), ein Dorf bei Kreuz. Man kann sagen, dass er Glück hatte: Die Familie, bei der wohnte und arbeitete, behandelte ihn gut; sie zwang ihn zu keiner Arbeit, die seine Kräfte überstieg.

Ich hatte es nicht schlecht. Die Frau war alleine, ihr Mann war nicht da, sie hatten nur ein kleines Mädchen, und das Mädchen war damals wohl drei Jahre alt, Anita hieß sie. Und die Frau war sehr gut zu mir. Morgens war was zu essen da, immer Milchsuppe, Brot. Wenn ich später die Kühe trieb, da bekam ich noch ein Brot für die Wiese, mit Schinken oder mit irgendwas. Später Mittagessen, um vier wieder Vesper; bevor ich die Kühe ein zweites Mal auf die Wiese trieb, konnte ich mich nochmals sattessen, oder sie gaben mir Brot auf die Wiese mit. Ja, ich hatte mehr zu Essen als zu Hause, zu Hause hatten wir das nicht.

Zwangsarbeit bleibt jedoch Arbeit – die Arbeit eines noch kleinen, mit Gewalt von der Familie getrennten Kindes. Der Aufenthalt in Kreuz war auch mit Schikanen von deutscher Seite verbunden, mit der demütigenden Pflicht, auf der Kleidung den Buchstaben „P“ zu tragen, der zeigen sollte, zu welcher Gruppe man gehört.

Nur, als ich die Kühe weidete, hatte ich nicht mal Schnürschuhe. Woher auch? Und das Gras auf der Weide war so hoch und nass! Im Sommer, warm ist warm, aber im Herbst oder im Frühsommer noch morgens um acht, das ist kalt. Wäre ich da in Socken gegangen, da wären diese Socken im Gras für einen Tag gewesen. Da habe ich mir die Socken sogar selbst gefüttert, immer unter die Sohle so ein Material, damit sie rundum geschützt sind, so habe ich mir die genäht. Aber das reichte mir für eine Woche und ich musste wieder. Aber wen interessierte das? Kleidung gaben sie nicht, wenn man bei ihnen arbeitete. Wenn mich auf dem Weg von Kienwerder nach Drahtzig nach junge Deutsche erwischt haben, dann hätten sie mich geschlagen. Denn solche Jungen auf die Polen, die waren nicht gut, diese Hitlerjungen, das waren Scheißkerle, dass ... Aber ich fuhr nicht durch die Stadt, nur außen rum, über die Dörfer, und da war's schon ruhig. Aber hier durch die Stadt fürchtete ich mich zu fahren. Ich hatte so ein „P“, dieser gelbe Buchstabe bedeutete, dass das ein Pole war. Und wenn ich hier in die Stadt ging oder irgendwas, dann musste ich das „P“ haben, „P“ wie „Pole“. Wenn die Jungen manchmal über uns herfielen ... Ich erinnere mich, dass wir mal ins Kino gingen, da haben sie uns später nach dem Film gefragt, denn sie wussten schon, dass da Polen waren.

Eine wichtige Erinnerung von Leon aus der Zwangsarbeitszeit in Kreuz ist das Kriegsgefangenenlager, das sich in Kreuz in der Mehlfabrik befand.

Denn hier in Kreuz war ein Lager, aber nicht groß. Da, wenn man hinter der Möbelfabrik rein geht, zu deutscher Zeit war da eine Mehlfabrik. Und sie haben da alle gearbeitet in dieser Mehlfabrik und wohnten in so einem Gefängnis. Aber das war ein Gefängnis für die Russen, denn es gab noch Amerikaner und Franzosen, da waren gleich neben der Mehlfabrik auf der anderen Seite so zwei gebaute Baracken, und da haben sie gewohnt. Nur dass diese Amerikaner nicht zu arbeiten brauchten. Nur die Russen, die mussten in der Mehlfabrik wie Büffel arbeiten – und sie da, ich habe immer gesehen, wie sie sich auf Decken sonnten. Und die Franzosen, die haben teilweise wohl auch gearbeitet. Und die Amerikaner nicht, sie hatten diese unterschriebene Konvention. Russen mussten normal arbeiten, sie haben da so Wagen gezogen, solche schweren, die sonst Pferde ziehen, das haben sie da, einige zusammen. In der Fabrik mussten sie alles machen. Denn mein Onkel aus Drahtzig war da auch, im Magazin arbeitete er, in der Mehlfabrik; so bin ich da manchmal gewesen, ich ging ihm was zu essen bringen. Und diese Amerikaner kamen nach Drahtzig, elegant angezogen, und gingen so durchs Dorf, ein Wächter mit ihnen, so ein älterer, die Älteren waren mehr vor Ort und die Jüngeren beim Militär. Und sie, wo sie hin wollten, da gingen sie hin, und er hinter ihnen her. Sie gingen ins Restaurant, haben sich alles auf den Tisch gelegt, Schokolade, Bonbons, Zigaretten, haben den Leuten noch was angeboten, Polen. Nur ein Pole hatte Angst, ins Restaurant zu gehen, dann kam gleich die Polizei.

Im Winter 1944 näherte sich die Front. Die Familie, bei der Leon arbeitete, flüchtete gen Westen, wozu der Mann seine Frau überredet hatte. Dem jungen polnischen Ar-

beiter schlugen sie vor, mit ihnen zu fahren, doch Leon nutzte die erste Gelegenheit und floh zu seiner Familie.

Sie sind auch schon früher geflohen, die Deutschen von dem Hof. Denn ihr Mann hatte ihr geschrieben, er war in Polen, irgendwo in einer großen Stadt, und kam hier in Polen wahrscheinlich rum ... Und er schrieb Briefe an seine Frau, dass „wenn ihr flieht, dann nehmt bloß nicht so teure Sachen mit“, damit sie nichts mitnehmen, damit es nicht so aussieht, dass sie so reich sind. Denn wenn die Russen sie erwischen und das sehen würden: „Oh, Bourgeoisie, erschießen.“ Und sie sagte, dass er geschrieben hatte, alles zu vergraben. Und sie haben das irgendwo vergraben. Aber ich war da nicht bis zum Schluss, denn ich bin schon ein paar Tage eher aus diesem Dienst geflüchtet.

Die Försterfamilie aus Kienwerder war nicht die einzige, die aus Angst vor der Roten Armee geflüchtet ist. Die meisten Einwohner von Kreuz flohen ebenfalls. Die Häuser in der Stadt standen leer und wurden sofort von Polen aus den umliegenden Dörfern geplündert, die auf diese Weise Vergeltung an den ehemaligen Besatzern übten. Die Soldaten der Sowjetarmee gingen mit dem deutschen Besitz noch schlechter um.

Als die Russen kamen, da erinnere ich mich, dass sie am Sonntagmorgen kamen oder so ähnlich. Ich erinnere mich, dass es morgens war. Als wir dann am zweiten oder dritten Tag nach Kreuz gingen, da waren hier schon keine Deutschen mehr, alles war geflüchtet! Und in den Wohnungen hatten sie alles stehen und liegen gelassen. Alles hatten sie dagelassen. Auf den Tischen waren sogar noch diese Essteller, das Essen war auf den Tischen, und sie waren alle geflüchtet, alle in den Westen, ich weiß nicht, mit Zügen oder wie. Die Landwirte, alles auf Wagen, und sind geflüchtet. Aber das alles, wenn man in die Wohnungen kam, so wie hier, alles, alles war da, nichts haben sie mitgenommen! Aber die Leute sind da jeden Tag reingegangen, und wer was brauchte, der nahm es. Denn die Russen haben sich abends nur Feuer gemacht, haben irgendein Haus angesteckt, und schon haben sie sich gewärmt. So wussten wir aus Drahtzig, „oh, Kreuz brennt schon“. Nach und nach fingen die Russen an, alles wegzubringen. Hier war so eine Stärkefabrik ... sie schlugen die Wände raus, und diese Maschinen, alles haben sie auf das Nebengleis geschleppt, die Gleise gehen da gleich an der Stärkefabrik lang, das alles auf dieses Nebengleis und auf Waggons verladen, und alles ging nach Russland, diese Maschinen. Hier auf dem Bahnhof, daran erinnere ich mich, diese Nähmaschinen, das haben sie alles gesammelt, auf dem Bahnhof standen hunderte. Da wollte einer die, also wurde verladen. Das Gleis nach Küstrin, denn überall waren irgendwann zwei Gleise, und nach Küstrin waren auch zwei, da haben sie eins zerlegt und verladen. „Wofür braucht ihr zwei Gleise?“, nein. Erst später haben die Polen die Gleise wieder gemacht, und so haben sie alles genommen, wo eine Maschine war, wo irgendwas war. Sogar Kühe haben sie zusammengetrieben, alles da in ihre Richtung, zu ihnen. Manchmal haben sie hunderte dieser Kühe durch Drahtzig getrieben. Pferde, sogar Gänse haben sie getrieben, alles.

Für Leon war das Zusammentreffen mit den Sowjets die erste richtige Begegnung mit der Grausamkeit des Krieges und der Front. Zwar hatten die Deutschen ihn zu Arbeit gezwungen, aber sie haben nicht gemordet – in Kreuz gab es in der Regel keine erwachsenen Männer, auch gab es keine Soldaten. Leon erinnert sich an seine Verwunderung, als er die sowjetische Armee sah, die Drahzig „befreite“: schäbige, unrasierte Soldaten, die einfach in die Häuser gingen, um sich zu wärmen. Aus der Verwunderung wurde Abneigung, als er sah, wie sich die Soldaten in Kreuz und Drahzig verhielten, als er die ersten deutschen Toten sah.

Hier in Kreuz gab es einige erschossene Deutsche, dort, wo jetzt der Markt ist, da war so ein Zaun, und sie saßen da wohl irgendwo im Garten oder sonst was und wollten durch diesen Zaun flüchten, da gab es drei Erschossene. Und später hier, beim Präsidium, wo dieser Weg bei der Post ging, dort auf der Straße lagen auch drei oder vier. Aber da haben sie sie gefunden, irgendwo aus dem Keller waren sie gekommen, oder sie haben sie im Keller erwischt, sie kamen raus und auf die Straße und haben sie gleich erschossen. Die haben keine Gefangenen gemacht, die Russen! Nur erschossen, und das war's. Ich erinnere mich, in Drahzig, ein Deutscher war auch irgendwo rausgekommen, ein Pole hatte ihn dort gefunden und sagt zu ihm, dass er sich ergeben soll, denn er hatte sich da irgendwo im Schuppen versteckt, bei diesem Hase, diesem Deutschen, der da in Drahzig war. Dieser Hase war früher geflüchtet, und er war da versteckt, und schon da hat ihn dieser Pole zu den Russen geführt. Und die Russen gleich: „Hände hoch!“ Da erinnere ich mich dran. Seine Taschen haben sie durchsucht, was er hat. Er hatte noch ein Portemonnaie und Bilder, und dieser Russe hat ihm alles aus diesem Portemonnaie geworfen, und er sagt: „Das ist meine Frau, das sind meine Kinder“, dass er aus München ist, aus der Gegend. Und er hat ihm alles rausgeworfen, Portemonnaie in der Tasche, eine kleine Schere, auch in der Tasche, ein Messer, haben sie ihm auch weggenommen. Und der eine Russe, so höheren Ranges, sagt, dass er ihn nach Drahzig zur Mühle bringen soll, da wird eine Sammelstelle sein, sie werden sie sammeln, in den Zug, und irgendwohin ... Und der führte ihn, wir ihm hinterher, er ging schnell, hinter dem Friedhof in Drahzig lang, hinter den Friedhof brachte er ihn, da war so ein Graben, und er sagt, dass er fliehen soll. Und der flüchtete, und er erschoss ihn, diesen Deutschen, dieser Russe. Weil sonst was, einen, dachte er sich, wird er vier Kilometer nach Drahzig zur Mühle bringen?

Nach der Rückkehr nach Drahzig beendete Leon die Schule, in der es keine Unterteilung in polnische und deutsche Klassen mehr gab, denn die verbliebenen deutschen Kinder wurden zusammen mit den Eltern aus Drahzig und aus Kreuz ausgesiedelt. 1948 zog die Familie von Leon nach Kreuz um – weiterhin gab es dort viele leere Häuser, die man für wenig Geld kaufen konnte. Leon schloss eine Berufsschule ab, arbeitete in der Möbelfabrik, die den Platz der deutschen Mehlfabrik eingenommen hatte, die durch die Sowjets in den Osten gebracht worden war. Später war er bei einem staatlichen Busunternehmen beschäftigt. Seine Nachbarn waren so genannte „Repatrierte“ aus dem Osten – damals schien es ihm, als wären das vollkommen andere Menschen. Obwohl auch Polen, dachten sie anders, zogen sich anders an, sie

kochten an Heiligabend sogar andere Gerichte. Erst mit der Zeit fand er mit ihnen eine gemeinsame Sprache.

Vor einigen Jahren kam zu dem Forstamt in Kienwerder ein deutsches Auto. Eine ältere Dame suchte mit ihrer Tochter und dem Schwiegersohn einen polnischen Jungen namens Leon. Leider war Leon damals nicht in Kreuz, und die heutigen Bewohner des Forstamtes konnten sich mit den Deutschen nicht verständigen. Leon bereut es bis heute, dass es ihm damals nicht möglich war, mit der kleinen Anita zu reden.

Denn das muss doch das kleine Mädchen gewesen sein, das ich damals auf dem Hammel geführt habe, die kleine Anita!

Die vierte Lebensgeschichte⁵

Walentyna wurde 1915 in einer Kleinstadt bei Nowgorodek (heute Weißrussland) in einer wohlhabenden Bauernfamilie geboren. Noch vor dem Zweiten Weltkrieg schloss sie ein Lehrerseminar ab und arbeitete in einer allgemeinbildenden Schule auf dem Lande. 1939 erhielt sie einen Studienplatz an der Pädagogischen Fakultät der Lemberger Universität, doch der Kriegsausbruch durchkreuzte ihre Pläne, und sie musste nach Hause zurückkehren. Während der sowjetischen und der deutschen Besatzung arbeitete sie in einer Schule mit weißrussischer Unterrichtssprache. Als Nowogrodek 1944 erneut von der Roten Armee eingenommen wurde, ordneten die neuen Behörden die „Repatriierung“ der Polen an – alle Polen sollten die Ostgebiete verlassen und nach Polen in die so genannten „Wiedergewonnenen Gebiete“ ausreisen. Walentyna entschied sich mit ihrem Mann und der zweijährigen Tochter im April 1945 für die Ausreise.

Die Ausreise nach Polen, die Repatriierung, war nicht unter Zwang. Aber wer sich als Pole fühlte und Patriot war, nutzte diese Gelegenheit gerne. Damals, als mein Mann sich schon eingetragen hatte und meine Familie größtenteils auch, kam so ein sowjetischer Beamter und sagte zu meinem Mann auf Russisch: „Herr J., warum fahren Sie da nach Polen?“ Mein Mann sagt: „Da sind Polen, polnische Schulen, ich werde in meinem Land arbeiten.“ Und er sagte: „Dieser Fuß, der hier geht, wird auch da gehen.“ Das sagte er. Aber mein Mann sagte trotz allem: „Aber das wird anders sein.“ – „Nichts wird anders sein, das Gleiche wie bei uns.“ Und es war so, wie er sagte ... Und deswegen fuhren wir mit gemischten Gefühlen. Ich hatte schon ein zweijähriges Kind, ich war schwanger, hochschwanger, nach der Ankunft kam im September das Kind. Jeder hat geguckt und gesagt: „Na, Mädchen, wo willst du denn hin? Hier hast du dein Heim, hier wurdest du geboren, sind deine Geschwister.“ Aber meine Schwestern machten sich auch fertig für die Ausreise. Und alle reisten aus.

Es war nicht leicht, sich für die Ausreise zu entscheiden – man musste seine Heimat für immer verlassen, das Haus, vertraute Orte. Man hatte Angst vor dem, was einen am neuen Wohnort erwartete. Die sowjetische Propaganda sprach von reichen, unbe-

⁵ Das Interviews mit Walentyna führte Anna Wylegala, die auch die hier präsentierte Lebensgeschichte verfasst hat.

wohnten Städten, die auf die Umsiedler warten. Aber die Nachrichten von denen, die bereits ausgeweist waren, klangen ganz anders – es war die Rede von zerstörten Häusern und von Menschen, die den Umsiedlern gegenüber feindlich eingestellt waren. Auch die Reise selbst war nicht einfach, insbesondere für eine Schwangere mit einem kleinen Kind.

Schließlich reisten wir aus. Man gab uns solche Güterwagen, vielleicht so bessere. Es fuhren Bauern und Landwirte, sie nahmen also auch ihr Vieh mit, Pferde, landwirtschaftliche Geräte, es fuhr also so ein großer Zug. Die Vorbereitungen dauerten lange. Ich habe Zwiebäcke getrocknet, denn wir wussten nicht, wie das werden würde. Meine Mutter machte ein ganzes Glas Butter. Wir fuhren los, wir fuhren wohl über eine Woche, am 9. Mai kamen wir an, am Tag der Befreiung. Wir, mein Mann, ich und unsere Tochter, wir hielten uns an die Familie der älteren Schwester. Sie kamen vom Bauernhof, da hatten sie Kühe, zwei wohl, da hatten wir Milch. Wir fuhren zusammen in einem Waggon. Wir schiefen auf Stroh, so gepolstert, wer Matratzen hatte, schlief auf Matratzen. Wenn wir hielten, gingen wir raus, das Vieh versorgen, wir hielten oft. Sie mussten füttern, den Kindern musste man was kochen, sie machten Feuer.

Am 9. Mai 1945 kam der Transport in Krzyż an. Die ersten Tage am neuen Ort waren sehr schwierig, denn in der Stadt gab es noch keine polnische Verwaltung; nur das Staatliche Repatriierungsamt existierte bereits. Die Menschen waren desorientiert, sie wussten nicht, was sie tun sollten.

Am 10. Mai waren wir schon am Bahnhof in Krzyż. Das kam uns alles hier komisch vor, die Aufschriften waren überall noch in Deutsch, am Bahnhof stand „Kreuz“. Wir haben gezeltet auf dem Platz neben dem Bahnhof. Später wurden wir verteilt auf verschiedene größere Gebäude. Von meinem Transport, der überwiegend aus meinen Nachbarn und meiner Familie bestand, übernachteten wir, zelteten wir bei der Schule, an der der Name „Hermann Göring Schule“ stand. Das war die deutsche Mittelschule. Hier übernachteten wir einige Nächte, und als das Wetter nicht mehr entsprechend war, hat man uns mit den Kindern Schlafquartiere in der Schule vorgeschlagen. Dort haben wir für die kleinen Kinder auch Essen gekocht. In der Stadt entstand schon das Repatriierungsamt, das so genannte Staatliche Repatriierungsamt. Da sind unsere Männer hingegangen, um einen Arbeitsplatz und eine erste Möglichkeit zu finden, wo wir uns niederlassen können. Mein Mann – obwohl wir Lehrer waren – mein Mann war nicht erpicht darauf, in einer Schule zu arbeiten, da das System schon sozialistisch war, kommunistisch. Und gerade wir hatten schon Erfahrung, wir waren im Osten, wir hatten also keine Lust auf Arbeit im Schulwesen. Na, und er bekam einen ehemals deutschen Bauernhof zugeteilt, und dahin haben wir uns mit der Familie meiner Schwester und dem Schwager aufgemacht.

Die Stadt in den von den sowjetischen Behörden gepriesenen „Wiedergewonnenen Gebieten“ machte auf Walentyna einen sehr schlechten Eindruck. Krzyż war zerstört, es fehlte an Grundnahrungsmitteln, Reinigungsmitteln, Medikamenten. Die Häuser

und Geschäfte im Stadtzentrum waren leer – die Bewohner waren vor der näher rückenden Front geflohen, und die Einrichtung hatten sich die Polen aus den umliegenden Dörfern geholt. In der Stadt war es nicht sicher, durch den Bahnhof kamen zahlreiche Militärtransporte, durch die Straßen streuten zurückgebliebene sowjetische Soldaten, mit denen die junge polnische Verwaltung nicht umzugehen wusste. Auch deswegen entschied sich die Familie, sich auf dem Lande außerhalb von Krzyż niederzulassen. Auf dem Bauernhof, den sie zugeteilt bekommen hatten, lebten noch Deutsche.

Das Zusammentreffen mit den deutschen Bauern, die dort noch lebten, war sehr spannend. Mein erster Eindruck war sehr traurig, denn die Deutschen, das ist verständlich, begegneten uns mit Abneigung, geradezu wie Usurpatoren, wie Angreifer auf ihr Gebiet. Aber wir haben ihre Lage verstanden, denn wir haben im Osten etwas Ähnliches erlebt. Denn zu uns waren auch schon Leute aus dem Osten gekommen, aus der Gegend von Minsk und entfernten weißrussischen, sowjetischen, russischen Ortschaften. Das Zusammentreffen mit dem deutschen Bauern war sehr traurig, aber schon irgendwie versöhnlich. Er kam zu uns und schlug uns selber vor, seinen Hof zu übernehmen. Ich erinnere mich, dass das Bauer I. war, an den Namen erinnere ich mich. Ein sehr freundlicher älterer Herr. Zusammen mit meinem Mann sind wir herumgegangen. Sehr genau zeigte er uns seine Ländereien, seine Nutzflächen und Wiesen. Denn die Ländereien lagen an der Netze, die Höfe lebten eher von der Viehzucht, denn hier waren ertragreiche, schöne Wiesen. Na, er hat uns genau herumgeführt, zeigte die Grenzen, alles war noch ausgesät. Traurig war das. Ich weiß, dass ihn das sehr mitgenommen hat, er hat gute Miene zum bösen Spiel gemacht, aber es fiel ihm schwer, das ist verständlich. Danach gingen wir ins Haus, da saßen die Frauen. Und Frauen gehen mit allem immer sehr emotional um, erleben das tief, sie wollten einfach nicht mit uns reden. Ich habe fünf Jahre lang, ja sieben Jahre lang Deutsch gelernt, ich konnte mich verständigen, also legte ich los ... Da saß so eine Großmutter und eine junge Frau, deren Mann an der Front war, sie wartete auf seine Rückkehr. Na und irgendwie habe ich mich mit den deutschen Frauen unterhalten, und irgendwie wurden sie sanfter, sie begannen mir zu zeigen, wo sie die vorbereiteten Obstvorräte haben, sie haben uns sogar etwas angeboten, sie erzählten, wie sie das gemacht hatten, und ich zeigte, dass ich mich für alles interessiere ... Ich erinnere mich, dass der Deutsche erklärte, warum er zu uns gekommen war und uns selbst den Hof angeboten hat. Weil er wissen und sich einprägen wollte, wer auf den Hof kommt. Er hat sich sogar unsere Namen und Vornamen notiert. Und er sagte, dass es ihm angenehm sei, denn „Sie sind Lehrer, also gehe ich davon aus, dass Sie ehrlich arbeiten werden, und ehrlich den gesamten Besitz, den wir zurücklassen, nicht zerstören.“

Die Erfahrung der eigenen Ausreise aus der Heimat ermöglichte es Walentyna, die deutschen Bauern zu verstehen und ihnen mit Mitgefühl zu begegnen. Aus ihren weiteren Erzählungen geht allerdings hervor, dass sich bei weitem nicht alle in ihrem Umfeld den Deutschen gegenüber so verhalten haben.

Die Deutschen wurden ein halbes Jahr nach unserer Ankunft in den Westen ausgesiedelt. Das waren sehr, sehr schmerzliche Momente, denn die sowjetischen Soldaten haben sich nicht immer anständig verhalten. Es gab Plünderungen, Vergewaltigungen. Ich erinnere mich, es gab so ein Fräulein, die Tochter, sie hatte Angst, alleine zu ihrer Freundin zu gehen, die noch in irgendeinem der Häuser wohnte, und bat mich immer, sie zu begleiten, weil sie Angst hatte. Das waren schmerzliche Momente. Sehr schmerzlich war es, als aus unserem Hof, den wir übernommen hatten, der Großvater mit der Großmutter und eine junge Frau hinter einem Soldaten hergingen, mit drei Kindern. Ich weiß nicht mehr, wie sie zum Bahnhof in Krzyż gekommen sind. Am nächsten Tag kamen sie weinend zurück, weil, wie sie erzählten, „sie uns ausgeraubt haben“, sie hatten keine Schuhe mehr, nichts, „und auf dem Dachboden“, sagten sie, „haben wir noch welche“, wie sich auf Dachböden immer etwas finden lässt. Sie fragten uns also, ob sie auf den Dachboden könnten. Ich sagte: „Das ist alles noch euer. Geht und nehmt, was ihr braucht.“ Na, sie nahmen die alten Schuhe, zogen sie an, sie fanden irgendwelche alten Jacken. Was sie fanden, zogen sie an, wenn es denn ging. Und dann sind sie wirklich zum Bahnhof gegangen oder mit irgendeinem Wagen, weiß ich nicht mehr, und fuhren alle nach Deutschland.

Nach der Aussiedlung der Deutschen aus Krzyż kamen mehr und mehr Siedler – nicht nur aus dem Osten. In der Hoffnung auf ein besseres Leben kamen Menschen aus Groß- und Zentralpolen, aber vor allem Polen, die vor dem Krieg direkt auf der anderen Grenzseite gewohnt hatten. Leidvoll bildete sich eine neue lokale Gemeinschaft. Obwohl alle die gleiche Nationalität hatten, unterschieden sie sich in ihrer Kultur und Sprache und misstrauten einander. Den „Repatriierten“ aus dem Osten fiel es schwer, sich an dem neuen Ort einzugewöhnen. Die deutschen Häuser schienen ihnen ungemütlich, die Kirchen fremd, selbst das Land wurde hier anders bestellt.

Sie, die von hier waren und vor dem Krieg unweit von Kreuz gewohnt hatten, traten uns ein bisschen mit Spott entgegen, als hätten sie das Gefühl, dass ihre Kultur irgendwie höher sei. Die Bäuerinnen fühlten sich sicher im Vergleich zu unseren Landfrauen besser, höher, das konnte man merken. Sie begannen, uns spöttisch „Hadziaje“ zu nennen, denn auf Russisch heißt „hazajin“ Landwirt. Und unsere Sprache war auch nicht das Polnisch der gebildeten Schichten. Es kamen Leute aus Dörfern, oft Dialekt, eine weißrussisch-russische Mischung. Wenn sie das hier gesprochen haben, dann nannte man die schon „Hadziaje von hinterm Bug“ („zabużańscy hadziaje“). Und wenn unsere loslegten, dass man hier auf dem Lande nicht „Kartoffel“ („kartofle“) sagt, sondern „Pyry“, dann nannten sie sich gegenseitig „Pyry“. Hier trafen sich „Hadziaje“ und „Pyry“. Schon von sich aus ein großer Unterschied. Die Dörfer sind hier so geordnet, wie aufgereiht. Ich schaue auf diese Häuser ... Sie haben Kanten, Ecken, rechte Winkel, weil das alles gemauert war. Und bei uns im Osten eher so leicht, weil aus Holz, Holzplanken. Eher so eine weiche Bauweise, wohlwollend, leicht. Und hier so steife, geordnete, gerade Dörfer. Jetzt hat sich das schon ausgeglichen nach so vielen Jahre, schon 60 Jahre. Sie haben sich schon miteinander verheiratet, es gleicht sich schon aus. Aber irgendwo sind

noch solche Echos von den „Hadziaje“ und „Pyry“. Die Leute aus dem Osten sind herzlicher, überschwänglich, nachbarschaftlich, würde ich sagen. Hier – die deutsche Art, alles wird abgezählt, sie geben dir nichts, stellen dir nicht sofort einen Kaffee hin, bewirten nicht. Bei uns kommt sofort alles auf den Tisch. Aber hier rechnen sie.

Walentyna wohnte mit ihrer Familie vier Jahre auf dem Land. Unter den Bedingungen der Stalinisierung des polnischen Bildungssystems wollte sie nicht in den Lehrerberuf zurückkehren. Doch mangelte es in den „Wiedergewonnenen Gebieten“ an Lehrern, Kinder gingen nicht in die Schule, weil es niemanden gab, der sie hätte unterrichten können. 1949 entschied sich Walentyna mit ihrem Mann, in der örtlichen Grundschule zu arbeiten. Weil sie als Landlehrer verpflichtet waren, die Eltern der Kinder zum Beitritt zur Kolchose zu werben, zogen sie 1951 nach Krzyż um. In der dortigen Grundschule arbeitete Walentyna bis zur Rente.

Offene Fragen

In der Stadt Kreuz/Krzyż kreuzen sich nicht nur Eisenbahnlinien, sondern auch menschliche Schicksale. Unsere Gesprächspartner sprechen nicht übereinander, und es ist gut möglich, dass sie sich nie getroffen haben. Aber seit Mitte der 1930er Jahre – als der junge Leon erstmals von seiner Mutter nach Kreuz mitgenommen wurde, zum Einkaufen, zum Schuster oder zum Friseur – bis 1946, als die Familien unserer deutschen Gesprächspartner endgültig Krzyż verließen, kann man sich viele Situationen vorstellen, in denen diese Leute sich hätten treffen können. Leons Mutter kaufte ihre Schuhe eventuell im Geschäft der Familie von Hans-Joachim, so dass dieser damals dem polnischen „Kollegen“ hätte begegnen können. Und vielleicht nutzte Leons Mutter manchmal die Dienste von Irmgards Vater, der im Nachkriegs-Krzyż Schlosser war. Es kann gut sein, dass der um einige Jahre ältere Hans-Joachim einst Leon auf der Straße begegnete, als er – mit dem aufgenähten „P“ – zum Bauernhof in Kienwerder ging, wo er als Zwangsarbeiter eingesetzt war. Was hätten die beiden im Vorbeigehen übereinander gedacht? Hätte der ältere Bruder von Leon nicht auf einem Nachbarhof gearbeitet und sich um einen Platz für seinen kleinen Bruder bemüht, hätte Leon nicht im Forstamt, sondern in der Werkstatt des Vaters von Hans-Joachim landen können. Als Walentyna am Bahnhof aus dem Zug stieg, hätte sie dem Vater von Irmgard begegnen können, der bis Kriegsende als Lokführer arbeitete und im polnischen Krzyż als einfacher Bahnschlosser eingesetzt wurde. Hätte sich der Ehemann von Walentyna nicht für eine Wohnung auf dem Lande entschieden, hätten sie bei Irmgards Familie einquartiert werden können – tatsächlich wurden dort die Vorkriegsnachbarn von Walentyna aus Ostpolen eingewiesen, die mit demselben Transport in die Stadt gekommen waren. Die Freundin, zu der die junge Deutsche aus dem Haus von Walentyna Angst hatte zu gehen, hätte Irmgard oder eine der Schwestern von Hans-Joachim gewesen sein können.

Man kann sich viele weitere solcher zufälligen Begegnungen ausdenken. Und obwohl es in der Wirklichkeit wohl zu keinem dieser Treffen gekommen ist, hätte es viele ähnliche geben können. In einem bestimmten Moment ihres Lebens wohnten unsere Gesprächspartner – deutsche und polnische – in demselben Raum, schufen – für einen Moment – ein gemeinsames Feld gesellschaftlicher Beziehungen. Doch das

Eigentum an diesem Raum war nie gemeinsam; er wurde schließlich den einen genommen und den anderen „für immer“ gegeben – im „Tausch“, wie es damals hieß, für eine andere Heimat, die ihnen vorher genommen worden war.

In diesem gesellschaftlichen Raum wirken unsere Interviewpartner sehr unscheinbar – als hätten sie sich ihre Rollen nicht ausgesucht, sondern seien mit Gewalt (der Geschichte) in sie hineingezwängt worden. Niemand hat Leon gefragt, ob er als Kind bei der deutschen Försterfamilie arbeiten wollte. Walentyna hatte nur scheinbar die Wahl zwischen dem Verbleib in der Heimat im Osten und der Ausreise in Richtung der unbekannteren „wiedergewonnenen Heimat“. Hans-Joachim hat sich nicht freiwillig zur Wehrmacht gemeldet, und als er später aus der Kriegsgefangenschaft entlassen wurde, konnte er nicht mehr nach Kreuz zurückkehren, denn Kreuz gab es nicht mehr. Und auch die Familie von Irmgard verließ Kreuz nicht aus freien Stücken.

Die Lebensgeschichten all dieser Menschen sind von Zwang und Leid gekennzeichnet. Und obwohl individuelles Leid nur schwer messbar und vergleichbar ist, sind die Ursachen in diesen Schicksalen sehr ähnlich, denn die Schlüsselerfahrungen der Biografien unserer polnischen und deutschen Zeitzeugen sind ähnlich. Trotz so verschiedener Erinnerungskulturen und unterschiedlicher Geschichtspolitik (und Propaganda) erscheinen die Deutschen in den Erzählungen der Polen als „normale gute Menschen“ und die Polen in den Geschichten der Deutschen so wie sie selbst: „Vertriebene aus dem Osten“. Gegenseitige Feindschaft und Vorwürfe sind nicht zu hören. Beide nennen einen gemeinsamen Schuldigen für ihr Unglück: die Rote Armee, die Sowjets, die Russen.

Für die Deutschen in Kreuz fing der Krieg mit der Angst vor der sich nähernden Roten Armee an (für die Männer mit der Einberufung in die Wehrmacht). Für die Polen „von hinterm Bug“ sind die Quelle des größten Unglücks – und die Verursacher der „Repatriierung“ – ebenfalls „die Sowjets“. Und auch für den jungen Leon, obwohl er Zwangsarbeiter bei Deutschen war, fing der „richtige“ Krieg in dem Moment an, als in sein Heimatdorf die Rote Armee einmarschierte. Damals kamen Soldaten (im Dienst, nicht auf Urlaub) durch Drahtgitter und Kreuz, Schüsse waren zu hören, Menschen starben.

Findet denn die „ganze“ Geschichte, „alle“ ihre Episoden immer nur über die Köpfe dieser Menschen hinweg statt? Trägt denn niemand dafür Verantwortung? Wenn wir bei den Erzählungen der Zeitzeugen bleiben, ist es ganz einfach, vielleicht zu einfach, beide Fragen eindeutig zu beantworten.

Doch in den Erzählungen gibt es auch Momente individueller und selbstständiger Entscheidungen. Die Nachkriegsreisen nach Krzyż sind ein Beispiel dafür, touristische Fahrten auf der Spurensuche nach der Erinnerung. Irmgard und Hans-Joachim fahren nach Krzyż, um noch einmal ihre Heimat zu sehen, die Wohnhäuser ihrer Kindheit, auch um die Menschen zu treffen, denen das Haus heute gehört.

Für Irmgard war der Besuch der Beginn einer Freundschaft mit einer Polin, die sie als kleines Mädchen kannte, die mit ihren Geschwistern gespielt hatte, als sie nach dem Krieg noch anderthalb Jahre in Krzyż blieben. Hans-Joachim hatte weniger Glück oder Offenheit – seine Fahrt nach Krzyż in den 1990er Jahren ist nur der Abschluss eines bestimmten Kapitels und nicht der Anfang von etwas Neuem.

Walentyna fuhr nach 1989 nicht ins heimatliche Mołczadź. Auf die Frage Warum? sagt sie, dass sie eigentlich nicht weiß, weswegen sie hätte fahren sollte. Alle ihre Gräber seien in Krzyż, von dem elterlichen Haus habe sie sich damals ein für allemal

verabschiedet. Die Menschen, die dort jetzt wohnen, will sie nicht treffen – auch, um deren Frieden nicht zu stören. Sie glaubt, dass die deutschen Bauern, deren Hof sie nach dem Krieg mit ihrem Mann übernommen hat, aus dem gleichen Grund nach einem ersten Briefwechsel nie gekommen sind. Leon hofft weiterhin, dass die Tochter des Försters, an die er sich als kleine Anita erinnert, eines Tages noch einmal nach Krzyż kommt. Eines ist für die beiden polnischen Zeitzeugen klar: Weder für Walentyna noch für Leon ist Krzyż ein Ort, den sie von irgendjemandem „wiedergewonnen“ haben.

Die Schicksale unserer Gesprächspartner treffen sich in der einst deutschen, heute polnischen Kleinstadt – und zerstreuen sich von dort in verschiedene Richtungen. Oder ist der Kreuzpunkt hier nur das Produkt unserer Vorstellung? Versuchen nur wir die verschiedenen Erzählungen in ein Narrativ zusammenzufügen? Besteht das Wesen dieses Ortes gerade aus der symbolischen Kreuzung menschlicher Geschichten – aber auch Schicksale, die dahinter stehen? Diese offenen Fragen betreffen nicht nur Kreuz/Krzyż, sondern viele Ortschaften, die nach dem Zweiten Weltkrieg „verloren“ gingen / „wiedergewonnen“ wurden, die den Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit und den Austausch der Bevölkerung erlebten und Gegenstand einer ideologisierten Erzählung über ihre Vergangenheit wurden.